

Von Zeitungen und Klischees

Autor(en): **Mildenberger, Wolfgang Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **37 (1981)**

Heft 4

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421322>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wenn wir nun aber von der Brücke als dem Gedanken oder der Institution des Staates gesprochen haben, so müssen wir diese Abstraktion nach Auskunft des sprechenden Goldpferdes gleich wieder relativieren, denn die organische Dialektik von Brücke und darauf befindlichen Menschen eines gemeinsamen Lebensraumes, von Staatsgedanke bzw. Staatsinstitution und individuellem Leben läßt sich wie gesagt nicht aufspalten und konstituiert als solche die Identität der Nation. Unterhalb der Brücke aber, des klaren Monuments des Geistes und des Lichtes, fließt der Strom des Absoluten, des Unbestimmten und Grenzenlosen. Seine Herkunft und sein Ziel sind unbekannt. Mit ihm fließt das „Geheimnisvolle“ und das „Fremdartige“, das metaphysische, stofflose Kontinuum des Lebens, das die sinnlich-konkrete Erscheinungswelt zu sprengen droht, fließen die infantilen Reminiszenzen, gefährlich schief, nihilistisch oder doch mindestens unbürgerlich. Die Brücke überwindet diesen gefährlich reißenden Strom, über dessen Bedeutung wir letztlich im unklaren bleiben. Auf den Rat des Pferdes hin setzt Heinrich sein Gold unter den Leuten auf der Brücke in Umlauf und vermehrt es. Kapitalgeber werden hierzulande, erklärt das Pferd, für die besten Verteidiger der nationalen Identität gehalten, und es steht immerhin jedem unter ihnen frei, diese Meinung „für sich zu einer Wahrheit und so seine öffentliche Stellung angenehm zu machen“.

Der Künstler Gottfried Keller mußte seine Existenz vor der Umwelt als Patriot legitimieren. Wir wissen heute, daß er bedeutend mehr als bloß Patriot war. Dennoch ist es aufschlußreich zu sehen, welche Hoffnungen ein Zeitgenosse des nun entstehenden Bundesstaates in diesen setzte.

Von Zeitungen und Klischees

Wir Bewohner von Zürich sind in einer beneidenswerten Lage: es stehen uns namhafte Presseerzeugnisse zur Verfügung, die alle in unserer Stadt gedruckt werden und sich von ihr aus über die ganze Schweiz oder auch über sie hinaus verbreiten.

Das auflagenstärkste Blatt kann ich schon deshalb mit wenigen Sätzen abtun, weil ich es praktisch nur von der nicht zu umgehenden Lektüre seiner Aushänge-Waschzettel kenne. Nach seinem Werbespruch — Slogan nennt man das ja wohl — „war es (= er) dabei“. Beispielweise bedrohte da kürzlich in London irgendein Spinner die Queen mit einer Spielzeugpistole. „Blick“ (jetzt ist

mir der Name doch herausgerutscht) war wieder dabei und druckte am folgenden Tag auf seinem Aushang die sinnige Käuferlockzeile: „Attentat auf Königin Elisabeth!“ Immerhin: ganz so penetrant abstoßend wie Europas meistgekauftes Massenblatt ist Zürichs kleinerer Bruder nicht. Das stammt aus Hamburg, hat eine Auflage von über vier Millionen und ist ebenfalls einsilbig im Bild (einsilbig auch stilistisch gemeint: dem Lieschen-Müller-Leservermögen sind nur kurze Wörter und kurze Sätzchen angemessen). Da hat unlängst das Sissy-Idol der Unbedarften den Schmerz gehabt, den vierzehnjährigen Sohn durch einen Unglücksfall zu verlieren. Ich war gerade in Deutschland und las jeden Morgen in balkendicken Lettern, wie sehr das Viermillionenblatt mitlitt. „Romy — Weinkrämpfe in der Nacht“ hieß es da (ganz wörtlich habe ich es mir nicht gemerkt), und auf diese pietätvolle Weise schlachtete das Pressemonster das Mutterleid drei geschlagene Tage lang aus. Brrrr...!

Aber ich schweife ab. Die auflagenkleinste der Zürcher Großzeitungen ist zugleich diejenige, die weltweit das größte Ansehen genießt. Ich habe die „NZZ“ als Echo meiner (Wahl-)Heimat schon in vier Erdteilen gekauft, und als ich vor Jahren in ihren Spalten einen Aufsatz über ein Thema meines Spezialgebietes, das der europäischen Minderheitsvölker, veröffentlichte, erhielt ich Zuschriften von Fachleuten aus Westdeutschland, aus der DDR und, als besondere Überraschung, aus England. Die Leitartikel des Chefredaktors der ‚Züri-Zitig‘ (um nur ihn zu nennen) sind im übrigen auch rein sprachlich kleine Meisterwerke, deren Lektüre mir immer ästhetisches Wohlbehagen vermittelt. Der unvergessene Fridolin Tschudi hat über das ‚genüßliche Lesen‘ einmal gedichtet: „Ich will selten mich diagonal beeilen, sondern jeden Satz wie eine Auster schlürfen“ — und dieses Vergnügen ist durchaus auch im Flüchtigkeitsraum des Tagesjournalismus möglich. Dennoch: im sprachlichen Bereich ist die „NZZ“ mir persönlich manchmal allzu konservativ. So hält sie mit einer Verbissenheit, die einer besseren Sache würdig wäre, am c von ‚Plastic‘ fest, und auch der ominöse ‚Check‘ (zu beanstanden in jedem Fall: französisch ‚chèque‘, englisch ‚cheque‘, amerikanisch zwar ‚check‘, aber dann ‚tscheck‘ auszusprechen) geistert nach wie vor durch ihre Kolonnen (Colonnen?). Wenn auch die „NZZ“ einmal ‚Scheck‘ schreiben wird, kann die eidgenössische Postverwaltung nur noch etwa 150 Jahre lang an ihrem Wechselbalg ‚Postcheck‘ festhalten.

Der „Tages-Anzeiger“ mit einer beachtlichen Auflage von über einer Viertelmillion hat diese alten Schreibzöpfe erfreulicherweise längst abgeschnitten. Auch in den rein sprachlichen Belangen hält er ein bemerkenswertes Niveau. Da er keine heiligen

Kühe kennt, die es zu schonen gilt, handelt er sich manchmal Schwierigkeiten ein. So etwa, wenn die Autoindustrie aus dem Inseratengeschäft aussteigt, weil die Zeitung allzu lautstark gegen die Negativeigenschaften der fahrbaren Untersätze (als Umwelt- und Luftverschmutzer) vom Leder gezogen hat. Andererseits macht die Angriffigkeit des „TA“ auch seinen Reiz aus, und damit komme ich endlich zu des Pudels Kern meiner heutigen Betrachtung. Vor kurzem nahm einer seiner (vermutlich jüngeren) Redaktoren unter der Überschrift „Unsere ‚TV‘-Sportreporter kämpfen mit der Sprache“ gewisse Mißstände und Unsitten der Herren Berichterstatter des Schweizer Fernsehens aufs Korn. In witziger Weise präsentierte er zunächst einen Strauß von Stilblüten, wie etwa: „Wieder einmal hat die glorreiche Ungewißheit des Sports zugeschlagen“ (Olympiade Moskau) oder „Das magische Wort ‚Holmenkollen‘ strahlt in die hintersten Winkel der Langlaufwelt aus“ (März 1981). Im weiteren jedoch legt er das Hauptgewicht seiner Kritik auf das, was er „vorgestanzte Klischees“ nennt, von der Art des „zentimetergenauen“ Zuspiels, der „ausgefeylten“ Stocktechnik, des „schußgewaltigen“ Stürmers. Am Schluß macht er sich dankenswerterweise über die Anglomanie eines bestimmten Fernseh Herrn lustig, der da (im Curling) von „Schott-Steinen“ („shots“?) und „Teik-auts“ schwafelt. „Wenig fehlte, und ich hätte dem Reporter einen Drawbrief geschrieben.“

Nun, Drawbriefe könnte man auch denjenigen Fernsehgewaltigen schreiben, die sich nicht entblöden, Sonntag für Sonntag „Sportnews“ auf ihren Anzeigetafeln zu verheißen. Im übrigen: viel schlimmer als die „vorgestanzten Klischees“ der Reporter erscheint mir der Umstand, daß viele von ihnen mit der deutschen Sprache ganz einfach auf Kriegsfuß stehen. Da gibt es den Starreporter, der das schlichte Vorwort ‚in‘ grundsätzlich nicht ohne nachhinkendes ‚drin‘ verwendet („Er ist wieder in der ersten Gruppe drin“, „Sie ist jetzt im Zielschuß drin“) und dem auch noch nicht aufgegangen ist, daß das Umstandswort ‚ganz‘ je nach dem folgenden Adjektiv verstärkend oder abschwächend wirkt. Ein „ganz hervorragendes“ Ergebnis ist erfreulich, ein „ganz gutes“ Resultat dagegen weniger; der betreffende Herr spricht ungerührt von einer „ganz guten“ Zwischenzeit, wenn er, wie jedermann vom Bildschirm ablesen kann, eine „sehr gute“ meint.

Aber jetzt kommt's: Womit kann man dem sprachlichen Ungenügen der Berichterstatter abhelfen? Etwa mit gezielter sprachlicher Ausbildung? Nein, viel einfacher. Ich zitiere: „In der Schweiz wird die Uniformität zusätzlich durch den Umstand gefördert, daß die Reporter in einer Fremdsprache, nämlich Hoch-

deutsch, berichten müssen... Warum nur dürfen unsere Reporter nicht so sprechen, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist?... ‚Der Unparteiische zeigt unmißverständlich auf den Elfmeterpunkt‘ heißt auf züritütsch einfach ‚Penalti‘.“

Da haben wir es also wieder einmal, das „vorgestanzte Klischee“: Hochdeutsch ist für die Deutschschweizer eine Fremdsprache. Einer der sich getroffen fühlenden Fernsehleute, Bernhard Thurnheer, hat in einem Leserbrief an den „TA“ zurückgeschlagen („Sportberichter sind nicht ganz so blöd“), und prompt beendet auch er einen seiner um Nachsicht ersuchenden Sätze: „... und dies alles noch in der Fremdsprache Hochdeutsch.“

Ich frage mich immer, ob die Nachbeter dieses Fremdsprachen-Klischees gar nicht merken, welches Armutszeugnis sie sich selbst ausstellen. Mundarten, die stark von der Schriftsprache abweichen, sind doch kein schweizerisches Nationalgewächs. Auch der Sizilianer oder der Sarde ist seiner „Muttersprache“ eng verbunden, aber wenn er eben den Ehrgeiz hat, Berichterstatter am italienischen Fernsehen zu werden, muß er sich wohl oder übel zur toskanischen Hochsprache bequemen, von der sein Heimatdialekt mindestens ebensoweit entfernt ist wie das Schweizerdeutsche von der Schriftsprache. Kein Mensch kann doch leugnen, daß es unzählige Deutschschweizer gibt, welche die Schriftsprache bis in alle Feinheiten beherrschen, sowohl im schriftlichen wie im mündlichen Ausdruck. Wenn man den Weg des geringsten Widerstandes geht und die Mundart nun auch noch in die letzten Bereiche vordringen läßt, die ihr bisher verschlossen waren, dann fördert man doch geradezu, worunter man andererseits leidet, sprachliches Ungenügen des Normalverbrauchers, ungelenkes Provinzlerium, vom Ausland belächeltes Kuhschweizertum, wie es Victor Hugo in der Verszeile „Le Suisse trait sa vache et vit paisiblement“ ausgedrückt hat. Dann wird bald der Augenblick kommen, da Aussagen, die über den röhrenden Forderungsschrei nach einem „Penalti!“ hinausgehen, für die große Masse nicht mehr möglich sind.

Die Mundart hegen, pflegen und rein erhalten: ja und nochmals ja. Aber ich wehre mich mit Händen und Füßen dagegen zu glauben, daß dies auf Kosten der Hochsprache geschehen muß. Warum sollte es nicht möglich sein — in Abwandlung des Keller-Wortes — die Mundart zu lieben, die Schriftsprache aber wenigstens so weit zu achten, daß man ihr Sorgfalt und Pflege angedeihen läßt, sich an ihr und in ihr schult und auf die faule (im Wortsinn ‚faule‘) Ausrede verzichtet, es handle sich bei ihr eben um eine Fremdsprache?

Wolfgang E. Mildemberger